

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 15 (1921)
Heft: 2

Rubrik: Rundschau : zu den Weltereignissen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neue entgegenstellt, diese neue ganz und groß zu vertreten versucht, so daß der ganze tiefe Unterschied zwischen Altem und Neuem klar wird. Damit allein wird die alte Art vor die Existenzfrage gestellt, wird sie ihrerseits in die Defensiv gedrängt. Nicht mehr sie ist es, die dem Gegner den Kampfesort diktiert und ihm die eine oder andere Position aufnötigt. Nein, vor ihr selbst steht etwas Neues, das den Anspruch erhebt, der Wahrheit näher zu kommen. Die alte Ordnung wird zu zeigen haben, daß sie lebensfähig ist, oder sie wird Stück für Stück neben der neuen lebensfähigeren absterben müssen als überboten und überholt. Das Herausarbeiten einer neuen Welt wird so zum langsamen aber sichern Gericht einer alten werden müssen überall da, wo das Neue wirkliches Leben in sich trägt.

Auch diese positive Arbeit wird ringsumher getan. Drei Formen sind es im wesentlichen, in denen sie geschieht. Dabei sind sie nicht alle rein positiv, wollen aber doch im wesentlichen diesen Teil des Kampfes zu dem ihrigen zu machen.

R. Straub.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Zu den Weltereignissen.

1. Deutschland und Frankreich. Im Vordergrund des politischen Geschehens steht der durch die Pariser Konferenz der Alliierten gemachte Versuch, die Ausführung des Friedensvertrages in zwei Hauptpunkten: der Entwaffnung Deutschlands und der Leistung der „Gutmachungen“ durchzusetzen. Es fehlt uns der Raum, um diese Angelegenheit mit der Ausführlichkeit zu behandeln, die sie verdiente; aber der wohlwollende Leser wird auch aus kurzen Andeutungen unsere Meinung erkennen.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht auf dem Boden der Pariser Konferenz stehen und andere Lösungen der in Betracht kommenden Probleme für richtig und notwendig halten. Aber für noch viel ungerechter als die Forderungen der Alliierten halten wir den Lärm unserer „Germanophilen“ aller Sorten über sie. Der ist so wohlfeil als nur möglich und ist umso heuchlerischer als man von dieser Seite her keinen Laut des Tadelns vernommen hat, als die Dinge geschahen, deren tragische Folge nun jene Forderungen sind. Man muß sich doch, um die Lage mit Verstand und Gerechtigkeit zu beurteilen, Folgendes vergegenwärtigen: Nicht nur Deutschland ist in schrecklicher Not, sondern auch Frankreich. Man kann sogar mit guten Gründen die Ansicht vertreten, Frankreichs Lage sei noch

schlimmer, namentlich, wenn man die Zukunftsaussichten in Betracht zieht. Es hat absolut gesprochen fast ebensoviel Männer im Kriege verloren, als Deutschland, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl aber viel mehr. Finanziell hat der Krieg es viel mehr gekostet als Deutschland, da die sofortige Besetzung seiner reichsten Gegenden, die zugleich das Zentrum seiner Industrie waren, es zu einem ungeheuren Import nötigte. Es wird, auch wenn es hundert oder mehr Milliarden von Deutschland bekommt, damit nur ungefähr die Pensionen für seine Kriegskrüppel bezahlen können und noch etwa dreihundert Milliarden Kriegsschulden behalten, abgesehen von allem Uebrigen.

Dazu kommen noch Tatsachen, die mehr gefühlsmäßiger Art sind. Eine entscheidende Rolle spielt die Verherrung Nordfrankreichs. Sie ist ein Teil des deutschen Kriegsplanes gewesen. Jahre, Jahrzehnte vor dem Kriegsausbruch war dieser Plan mit wahrhaft satanischem Raffinement darauf angelegt worden, Frankreich nicht nur militärisch und politisch, sondern auch ökonomisch zu vernichten. Aus diesem Grunde (unter anderm) geschah der Einbruch durch Belgien statt durch die Schweiz, nicht wegen unserm ruhmvollen Heer mit seinem „Flankenschutz“ oder unserer Neutralität, wie unsre Naiven meinen. Aus diesem Grunde wurden die Bergwerke von Briey besetzt, und Frankreich genötigt, das Erz für seine Rüstungsindustrie vom Ausland zu beziehen, unter riesigen Kosten. Das Werk wurde gründlich getan. Zur Zerstörung gesellte sich die systematische Ausplünderung, von deren Umfang wohl wenig von unsern Entrüsteten eine Ahnung haben und die sich übrigens auch auf Belgien, Polen, Rumänien, Italien, Serbien erstreckte.

Das Alles hat man besonders in Frankreich noch nicht vergessen. Dergleichen Dinge vergessen sich nicht so rasch! Es ist noch nicht vergessen, daß nicht nur die Obstbäume umgehauen, sondern auch die Spaliere an den Häusern abgeschnitten, es ist noch nicht vergessen, daß noch in den letzten Tagen vor dem Waffenstillstand ganze Bergwerke zerstört und massenhaft Maschinen nach Deutschland geschafft wurden! Die französischen Soldaten, meistens Bauern, die dann auf deutsches Gebiet vordrangen, haben noch nicht vergessen, daß sie, aus der Wüste kommend, zu der ihr Grenzland geworden, in des Feindes Land Haus und Feld unversehrt antrafen.

Und zu alledem noch das Bewußtsein, daß man dieses ganze grauenhafte Unglück unverschuldet erfahren habe, daß man das Opfer eines teuflischen Anschlages geworden sei! Es soll hier nicht untersucht werden, wieweit dieses Bewußtsein berechtigt ist — daß es, wenn auch etwas übertrieben, so doch nicht unbegründet ist, bleibt unsre Ueberzeugung — jedenfalls muß man damit rechnen, wenn man die Franzosen verstehen will. Wozu denn, um die Tragik voll zu machen, auf deutscher Seite eine wenigstens in den bürgerlichen Kreisen, aber nicht nur dort, fast völlige Abwesenheit von

Sirnsicht in diese Sachlage, geschweige denn von Schuldgefühl und Selbsterkenntnis kommt. Statt daß die Urheber dieses Krieges und dieses namenlosen Jammers für Deutschland und die Welt ihre verdiente Strafe sänden, werden sie gefeiert und bejubelt und Frankreich in die Hölle verdammt. ¹⁾

Alles das muß bedenken, wer in dieser Sache nicht bloß billige Phrasen machen will. Vor diesen Tatsachen muß zunächst das Ent-rüstungsgeschrei verstummen. Es ist besonders in der Schweiz allzu-bequem. Ich wollte unsere biderben Landsleute, deren Haupttugend die Hochherzigkeit wahrhaftig nicht ist, sehen, wenn wir Ähnliches erlebt hätten, wie die Franzosen! Man muß vielmehr so weit gehen, zu sagen: Vor dem Richterstuhl der bloß menschlichen Gerechtigkeit und des gewöhnlichen menschlichen Urteils entsprechen die Pariser Forderungen dem Recht und erschöpfen dieses noch bei weitem nicht, sind sogar noch milde zu nennen. Freilich ist das Recht nicht das Höchste, sondern die Gnade. Aber es brauchte eine gewaltige Höhe des Christusgeistes, wenn die Franzosen im Angesicht des Geschehenen sprechen wollten: „Es ist vergeben!“ Wer hat das Recht, dies von ihnen zu verlangen?

Wenn dies festgestellt ist — erst dann — darf die höhere Wahrheit das Wort ergreifen und soll es dann auch. Sie sagt uns, daß es nicht immer richtig ist, auf seinem Recht zu bestehen; daß es neben der direkten und speziellen eine indirekte und allgemeine Schuld am Kriege gibt; daß alle Völker, die siegenden inbegriffen, jetzt Anderes nötig haben als Vergeltung im Sinne des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“; daß nun das alte System erledigt sein und eine neue Art des Zusammenlebens der Völker begonnen werden muß, wenn nicht alle zusammen, Sieger und Besiegte, zugrunde gehen sollen. Auch schon der gesunde Menschenverstand müßte seine Stimme erheben. Er müßte den Franzosen sagen, daß sie nicht weise seien, wenn sie so viel von den deutschen Gutmachungen erwarteten. Es ist wahrscheinlich, daß die deutschen Milliarden, wenn sie wirklich kommen, Frankreich erstaunlich wenig helfen. Sie werden im Fiskus verschwinden, wie Wasser in löchrichtem Boden, und vielfach nur Sumpf erzeugen, anstelle von fruchtbarem Land. ²⁾ Dieser gesunde Menschenverstand müßten ihnen sagen, daß es ein Unsinn sei, von einem in vieler Hinsicht bedeutend stärkerem Volke zweiundvierzig Jahre lang einen Tribut erheben zu wollen, den nur die Gewalt erzwingen kann. Er müßte ihnen sagen, daß eine falsche Behandlung Deutschlands es an der naturgemäß langsamen Selbstbesinnung und geistigen Er-

¹⁾ Daß gewisse „gläubige“ Christen bei uns mitmachen, die Paris als die große babylonische Hure betrachten, Potsdam aber als eine Art neues Jerusalem, braucht uns nicht zu wundern.

²⁾ Diesen Gesichtspunkt habe ich im Winter 1919 in einem „Offenen Brief an einen französischen Freund“ in der Neuen Schweizer Zeitung entwickelt, natürlich ohne damit Anklang zu finden.

neuerung erst recht hindern, dort alle schlimmen Elemente endgültig obenauf bringen und Mächte stark machen könnte, die ganz Europa in den Abgrund ziehen würden. Wie leicht könnte geschehen, daß Frankreich dann nicht nur keine Milliarden bekäme, sondern erst recht verloren wäre! Zu diesen Argumenten sollte sich die Erwägung gesellen, daß Frankreich schließlich durch den Sieg eine Fülle von Vorteilen errungen hat (Elsaß-Lothringen, Kolonien, Ausbeutung der Saarbergwerke für fünfzehn Jahre usw.) und endlich, last not least, daß der Sieger großmütig sein kann und soll.

Sollte bei einem so gescheiterten Volke wie die Franzosen, und einem so realistischen, wie die Engländer sind, für solche auf der Hand liegende Wahrheiten kein Verständnis vorhanden sein? Das darf man nicht annehmen; vielmehr ist vorauszusetzen, daß die Männer, die diese Pariser Forderungen aufgestellt, sich über das Utopische daran vollkommen klar sind. Was konnte sie trotzdem veranlassen, damit ein so gefährliches Spiel zu treiben?

Damit kommen wir auf den entscheidenden Punkt. Das Motiv zu diesem Verhalten ist die Angst — die Angst vor der Wahrheit. Man will Andere und vielleicht auch sich selbst betrügen, solange es geht. Aber diese Angst ist nun, in einem noch weiteren und tieferen Sinn, überhaupt der Kern des ganzen Problems. Was die Franzosen treibt, ist nicht Imperialismus und Militarismus, wie die unter uns üblichen Schlagwörter lauten; darüber sind alle wirklich orientierten Berichte aus Frankreich einig. Es ist vielmehr die Angst — die Angst vor dem neuen künftigen Uebergewicht Deutschlands und der neuen Todesgefahr für Frankreich. Dazu die Angst vor — der Armut, das Hängen an dem einstigen Reichtum und der Behaglichkeit des paisible rentier. Es ist der falsche Glaube an das Geld und seine Macht. Diese Angst, zur Verzweiflung werdend, erzeugt dann den Glauben an die Gewalt als ultima ratio. Kurz, es ist ein falscher Glaube, der dieses Frankreich beherrscht — ich sage: dieses Frankreich, denn es gibt ein anderes, das aber vorläufig noch nicht das Wort führt. Denn vorläufig ist in allen Ländern, vielleicht mit zwei bis drei Ausnahmen, (zu denen die Schweiz aber nicht gehört!) das Schlechteste obenauf.

Frankreich müßte einen andern Glauben haben. Es müßte sich sagen, daß seine Zukunft nicht von den deutschen Milliarden abhängt, sondern von seiner eigenen Arbeit und Tüchtigkeit. Es müßte gegen die Angst vor der neuen Uebermacht seines alten Feindes geborgen sein im Vertrauen auf eine neue Ordnung des Völkerlebens und eine Macht der Gerechtigkeit, die über diesem steht. Es müßte den Gewaltglauben und den Geldglauben abtun und durch einen andern ersetzen. Kurz: es müßte an Gott glauben, statt an Götzen oder Schlagwörter, dann verlöre es seine Angst; seine Seele würde frei und seine Zukunft wäre gewonnen. Ja, es müßte sich vielleicht bis zu jenem Glauben erheben, der es möglich macht, G n a d e zu

üben, statt Recht. Nur so ist ihm eine andere, die richtige Haltung möglich.¹⁾

Aber wenn wir dies erkennen, müssen wir dann nicht an die eigne Brust schlagen? Haben wir denn etwa einen andern Glauben, als jene Pariser Diplomaten und ihr Anhang? Handeln wir etwa aus jenem bessern Glauben?

Jenes deutsch-französische Problem ist unser Problem; ist das Problem der Politik, das übergeht in das religiöse Problem. Jedenfalls fällt vor dieser Betrachtung alle Selbstgerechtigkeit zu Boden. Befäßen wir etwa jene seelische Höhe, die so Grauensvolles einfach vergäße und vergäbe?

Es ist unser Problem. Darum sollten auch wir Alle es lösen. Es sollte international gelöst werden, durch eine großartige Solidarität aller Völker im Tragen der Folgen des Krieges, den im allgemeinen Sinn doch Alle verschuldet haben. Hier müßte die Völkerbundsidee ihre Kraft entfalten, die man darum stärken sollte, statt sie zu schwächen. Alle internationalen Organisationen sollten sich der Aufgabe annehmen. Die Gewerkschaftszentrale besonders müßte den Einfluß der Arbeiterschaft in die Waagschale werfen. Wir Alle sind verantwortlich, nicht bloß einige Diplomaten und Finanzleute.

Es ist unser Problem, aber nicht zum Schimpfen und zu pharisäischer Ueberhebung, sondern zur Demütigung und zur Arbeit.

II. Im Schweizerland. Selbstgerechtigkeit gegen andere Völker ist eine Hauptsünde des Schweizervolkes, an der es leicht sein Gericht erleben könnte. Und doch ist zum Hochmut wahrhaftig kein Anlaß. Es verwirft eine Initiative, die dem Militarismus, aber auch — im Kanton Zürich — ein Gesetz, das dem Alkoholismus Abbruch getan hätte.²⁾ Das Letztere im Namen der Freiheit, gerade auch durch die Anhänger der „Diktatur“! Und gleichzeitig schaut es zu, wie Bundesrat und Bundesversammlung über seinen Kopf hinweg Beschlüsse von größter politischer und sozialer Tragweite fassen. Im Angesicht solcher und ähnlicher Tatsachen bekommt man immer wieder den Eindruck, daß der heutige Schweizer nur noch eine Freiheit mit Leidenschaft verteidigt: die Freiheit zu — saufen (s. v. v.!) und was ihr verwandt ist!

Doch nein, wenn fünfzehnhundert Soldaten des Völkerbundes durch die Schweiz fahren sollten, um anderwärts — Krieg zu verhindern, also als internationale Polizei, dann gibt es heilige Entrüstung, dann regt sich der helvetische Freiheitsjinn, der sonst so tief entschlafene. Dann muß der Bundesrat vor einigen germanophilen

¹⁾ Auch diesen Gesichtspunkt habe ich in jenem offenen Briefe ausgeführt.

²⁾ Daß die Verwerfung der Militärgericht-Initiative zum guten Teil auf das Konto der bolschewistischen Torheit kommt, die alle Reaktion begünstigt, liegt auf der Hand.

Obersten und ihrem Anhang kapitulieren. Es dürfen bei uns hier ausländische Agenten monarchisch-reaktionäre Erhebungen und damit neuer Kriege aller Art vorbereiten, das regt den freien Republikaner nicht auf, aber fünfzehnhundert Völkerbundssoldaten — da ist das Heiligtum bedroht! Wir wollen im Völkerbund sein, seine Vorteile genießen, aber nichts leisten und in unserm Kleinfram ungestört bleiben. So verlieren wir auf alle Weise die Berufung, die wir hätten und stoßen alle Gelegenheiten eines allzugütigen Geschickes von uns.

So auch auf dem sozialen Gebiete. Nachdem man für das Militär 70 Millionen budgetiert, müssen sie durch Zölle eingeholt werden. Als es sich um jenes Budget handelte, da wurde unsere Finanzlage optimistisch dargestellt, nun, da es sich um die Schonung des Kapitals handelt, wird sie wieder pessimistisch gefärbt. Daß es sich bei diesen neuesten Operationen — den Beschränkungen der Einfuhr und den Zollerhöhungen — um die Interessen der Besitzenden handelt und alle andern Begründungen nur Masken sind, das ist auch dem klar, der nicht geneigt ist, jedes sozialistische Agitationsschlagwort anzunehmen. Und das Volk wird ignoriert. ¹⁾

Warum darf auch bei uns die Borniertheit und das Laster, der Geldsack und der Säbel regieren? Gibt es denn keine andere Schweiz? Warum ist sie so machtlos, ja fast wortlos? H.

¹⁾ Vgl. dazu die Ausführungen eines so unabhängigen Mannes wie Prof. Eugen Großmann in der Neuen Schweizer Zeitung No. 16, 17 und 19.

Aphorismen.

An sich treffliche Männer können sich vollständig ungeeignet machen (in Staat, Kirche zc.), wenn sie es verschmähen, fort und fort von Neuem zu lernen von ihrer Zeit. Dies Lernen heißt wahrlich nicht etwa, dem Zeitgeist hulldigen; sondern es heißt: dem Zeitgeist gewachsen bleiben dadurch, daß man den Geist der Zeit immer besser verstehen lernt.

Zur gefl. Notiz. Um eine notwendige nachträgliche Erweiterung eines Artikels anbringen zu können, mußte der Artikel von U. W. Züricher „Der Glaube an die Liebe“ im letzten Augenblick aus dem schon zusammengestellten Heft zurückgelegt werden, was beim bereits gedruckten Umschlag nicht mehr möglich war.

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz über Blumhardt im letzten Heft haben sich eine Reihe von Druckfehlern eingeschlichen, die der Leser größtenteils selbst korrigiert haben wird. Es seien aber folgende ausdrücklich hervorgehoben: S. 10, Z. 3 von oben muß es heißen „mächtig“ (statt „mäßig“); S. 14, Z. 19 von unten „einst“ (nicht „meist“); S. 20, (Fußnote) 1894 (statt 1854).

Redaktion: R. Lejeune, Pfarrer in Arbon; Liz. J. Matthieu, Gymnasiallehrer in Zürich; E. Ragaz, Professor in Zürich; Karl Straub in Zürich; E. Stückelberger, Pfarrer in Winterthur. — **Manuskripte** und auf die Redaktion bezügliche **Korrespondenzen** sind an Herrn Lejeune zu senden. — **Druck und Expedition** R. G. Zbinden & Co. in Basel.